

Nr. 275. Bromberg, den 1. Dezember. 1934

Spuk in der Heide.

Roman von Fritz Gantzer.

(5. Fortsetzung.)

Treutlin lächelte gequält. Wie ein unruhig flackerndes Licht glitt dies Lächeln über sein Gesicht. „Das verstehe ich selber nicht. Es ist aber nun einmal so. Und darum könnten wir diesen Punkt als erledigt betrachten. Bliebe als nächstes die juristische Seite. Was wäre da zu klären und wann könnte das geschehen?

Dibelius überkleidete seine Stirn mit juristischen Falten. „So einfach das gefragt ist, so schwer ist es beantwortet. Zunächst wäre es nötig, den Verschollenen für tot zu erklären. Diese Todeserklärung ist aber erst zulässig, wenn seit zehn Jahren keine Nachricht von dem Leben des Verschollenen eingegangen ist. Da Smith seit 1914 verschollen ist, fehlt an der gesetzmäßigen Frist über ein Jahr. Sie würde sich bedeutend ermäßigen, vielleicht schon verstrichen sein, wenn festgestellt werden könnte, ob der Verschollene als Angehöriger einer bewaffneten Macht an dem Kriege teilgenommen hat, während des Krieges vermißt wurde und seitdem verschollen ist, oder ob er sich bei einer Seefahrt auf einem während der Fahrt untergegangenen Fahrzeuge befunden hat und seit dem Untergange des Fahrzeugs verschollen ist. So besagt in den Paragraphen 14 bis 16 des Bürgerlichen Gesetzbuches." Dibelius fügte eine Atempause ein und schob den bei jeder seiner Bewegungen knackenden altersgrauen Rohrsessel ein wenig zurück, lehnte sich mit Behäbigkeit in die weitgeschweifte Rundung und musterte Treutlin über die Brillengläser weg. „Sie sehen: ein ganzer Komplex von Fragen, deren Klärung nicht von heute auf morgen möglich ist. Und würde nach erfolglosem neuen Aufrufen die Todeserklärung des p. Smith fristgemäß wirklich erfolgen können, so käme als nächstes, die Feststellung etwaiger Erben vorzunehmen."

„Mein Gott!" dachte Treutlin. „Inzwischen werden sich schon meine Erben um meine Hinterlassenschaft in den Haaren liegen. Aber das Haus wird dann nicht dazu gehören." Er erhob sich hastig von dem harten, abgefressenen Bretterstuhl, strich sich nervös durch das Haar, dem noch Fülle und Jugendfarbe eigen waren, und sagte: „Vorläufig ist also an einen Kauf nicht zu denken?"

Dibelius verneinte mit einer Kopfbewegung. „Obwohl kaum anzunehmen ist, daß weder Smith noch Smithsche Erben mit Ablauf der Fristen sich eingefunden haben werden, schaltet ein Kauf zunächst aus . . . Sollte Ihnen nun tatsächlich soviel daran gelegen sein, in dem Hause zu bleiben, wenn auch vorläufig nicht als sein Besitzer, so würde ein Ausweg nicht zu den Unmöglichkeiten gehören."

Über Treutlins schlaffe, mißmutige Züge fuhr erregte Spannung. Er straffte seinen Körper und heftete den Blick fest auf Dibelius' bewegungsloses, nüchternes Aktengesicht. „Und wenn ich bitten darf, Herr Amtsgerichtsrat, welches ist dieser Ausweg?" Sein Blut fieberte. Warum schob der Mann immer dann seine Sprechpausen ein, wenn er eine Spannung erzeugt hatte?!

Dibelius kritzelte mit seinem abgegriffenen Bleistift auf der Schreibunterlage und sah nachdenklich, etwas griesgrämig aus. „Ich glaube, es wäre möglich", begann er dann endlich, „daß das Gericht, dem ein vorläufiges Verfügungsrecht über das Smithsche Grundstück zusteht, Ihnen das Verwahrungsrecht an dem Hause überträgt, bis eine Änderung der Verhältnisse, die durch Rückkehr des Besitzers oder seine Todeserklärung oder Ansprüche bzw. Nichtansprüche irgendwelcher Erben herbeigeführt werden kann, erfolgt. Dieser Zustand könnte allerdings Jahre dauern. Wenn Ihnen diese Lösung recht wäre, würde ich Ihre Ladung zu einem Verhandlungstermin vor dem Grundbuchrichter, also vor meiner Wenigkeit, verfügen."

Treutlin fand nicht sofort eine Entgegnung. Er meinte, plötzlich zu empfinden, daß sich Fäden unzerreißbarer Art um ihn spannten, daß er sich in ein Netz verstrickte, aus dem es kein Entrinnen gab. Er schwieg und starrte ins Leere.

„Oder ist Ihnen diese Lösung nicht sympathisch?" fragte Dibelius nüchtern und geschäftsmäßig, ließ den Bleistift klappernd fallen und sah nach der Uhr, wie zu einer endgültigen Entscheidung auffordernd.

Da wurde Treutlins Blick klar und scharf. Die nagende Zwiespältigkeit entfloh aus seiner Seele. Mit klingender Stimme, als befehle er den Angriff, sagte er: „Ich bitte um meine Ladung, Herr Amtsgerichtsrat."

*

Der Achtelbogen des Amtsgerichts Uelzen in der Grundbuchsache 3. U. S. 160/20. 5, das Grundstück William Smiths, letzterer unbekannten Aufenthalts, betreffend, kam erst auf dem Umwege über den Schulzenhof in Hovening zu seinem Empfänger.

„Donnerwetter!" sagte Jasper Düllingsen, als er den unscheinbaren gelbweißen Brief mit dem preußischen Vogel und dem langen Aktenzeichen, das geheimnisschwer schien, von vorn und hinten besah. „Donnerwetter, ein Adliger? . . . Na ja, mir war es doch gleich nicht geheuer, als ich damals bei ihm war. Mir ahnte so etwas."

Dann gab er das Schreiben dem Nachfrage haltenden Postboten zurück. „Zum Spökhus" müssen Sie, Balthasar. Dort finden Sie den Herrn von Treutlin."

Später zu Antje: „Du, Antje, höre! Der andere von unseren beiden Soldaten heißt von Treutlin." Er hob das kleine Wörtchen mit scharfer Betonung hervor. „Wahrscheinlich ein Offizier. Daß das der Karl uns verheimlicht hat!"

Antje, aufhorchend, etwas überrascht, die Augen von einer kleinen Neugierde erfüllt. Und dann im alten Maß ihrer stillen Art, nur ein wenig leisen Spott im Mund: „Erscheint es dir so sonderbar, daß er es uns verheimlichte, Vater? Wann redet er jemals mehr, als was man ihm abfragt?"

„Was wohl das Gericht von dem Herrn von Treutlin will?" wunderte sich Düllingsen weiter, erwartend, daß Antje mittun würde.

Aber sie zuckte die Schultern, hatte ein knappes, kühles „Wer weiß?" und verließ, Geschäfte vorschützend, den Pesel.

Wozu Unterhaltung über Dinge, die ihr gleichgültig waren? . . . Und doch liefen ihre Gedanken an diesem Vormittag mehr denn je zu dem einsamen Hause und beschäftigten sich mit dem verschwiegenen Manne, sannen darüber nach, ob schon jemals ein Lächeln in seinem schmalen, blassen Gesicht gestanden haben möchte und überlegten, wie vorteilhaft es seine Züge verändern müsse, wenn es so sein würde . . . Und Antje Düllingsen war voll von unruhemachenden Verwunderns, daß ihre Gedanken in hartem, eigenwilligem Drange darauf gerichtet waren, was sie nichts anging und auch nichts angehen sollte . . . Daß man diese Gedanken doch in eine dunkle Kammer mit sieben Riegeln und sieben Schlössern hätte sperren können! —

„Aha!" sagte Treutlin. „Mein Freund Dibelius scheint für schnelle Justiz zu sein. Möglichst kurzfristig. Nur kein Aufstapeln und Einpökeln, wenn es möglich ist, sofort zu erledigen . . . Na, und wann soll denn das Kind nun geboren werden?"

Er löste die Siegelmarke und schlug das schmale Papier auseinander . . . Und hatte dann ein Flimmern vor seinen Augen und spürte, daß seine Hände zitterten . . .

Stand da wirklich als beglaubigte Unterschrift „Gagern, Kanzleidiätar als Gerichtsschreiber des Amtsgerichts?" Dieses Gagern, so steifnackig, so in steil aufragender, herausfordernder, nahezu brüskierender Schrift, so wie er es Hunderte von Malen gesehen hatte als die Unterschrift seines Adjutanten Klaus von Gagern? . . .

Teufel eins? War dieses Haus von bösen Geistern besessen? War er verrückt? Narrte ihn eine Wahnvorstellung? . . . „Karl!" schrie er vom Vorderzimmer her, wo er mitten auf dem zermotteten Perser stand, daß es durch das ganze Haus lief, aufrüttelnd, wie Gefahr ankündend. Und dann noch einmal, nur noch lauter, drohender, jetzt fast vor seiner eigenen Stimme Furcht empfindend: „Karl!" Er hielt dem Hinzustürzenden das Papier vor das Gesicht, wies auf das eine Wort und fragte: „Wer hat das geschrieben?"

Karl spannte seinen Blick weit, als er, von dem Schriftstück hochsehend, Treutlins Gesicht suchte. Es lag ein grenzenloses Verwundern in diesen weitgeöffneten Augen.

„Rede, sprich, Mensch! Wer hat das geschrieben?"

„Das hat Herr Oberleutnant von Gagern geschrieben, Herr Major."

„Und du bist überzeugt, daß du nicht irrst?"

„Ich irre mich nicht. Diese Schrift kenne ich unter tausenden heraus."

Treutlin schwieg, als schlösse ihm eine Hand mit eisernem Druck den Mund. Endlich preßte er mühsam heraus: „Was soll das heißen, Karl?" Es klang seltsam. Brüchig war die Stimme. Und es war nicht wie eine Frage, die Antwort erwartet. Es war wie das sich zergrübelnde Forschen nach wunderlichen Zusammenhängen. Der Gedanke an das vor Tagen an Gagern gehabte Erinnern machte sie dazu.

Treutlin glaubte die hagere Figur, das sehnige Gesicht Klaus Gagerns vor sich zu sehen. Fühlte das stählerne Leuchten der grauen Augen auf sich gerichtet. Meinte, seine Stimme zu hören, das abgehackte, harte, keinen Widerspruch duldende Sprechen . . . Und hatte dann doch plötzlich das Empfinden, daß alles zerfloß, zerrann, sich auflöste und verschwand . . . Er konnte lächeln. Fühlte sich befreit.

„Karl", sagte er, „es ist ja natürlich doch ein Irrtum . . . Oder meinst du, daß sich Gagern in einem öden Amtsgericht an einen wackeligen Schreibtisch setzen würde, um Kanzlistenarbeit zu verrichten? Nee, das glaube nur nicht! Diesen Gagern hier kennen wir nicht. Daß er nun solche täuschend ähnliche Art hat, seinen Namen zu schreiben wie unser Gagern, das ist freilich merkwürdig. Das verwirrt. Aber unser Gagern ist es sicher nicht."

Karl entgegnete nichts. Für ihn stand es unumstößlich fest, daß der ehemalige Regimentsadjutant Oberleutnant von Gagern dieses Gerichtspapier unterschrieben hatte. Aber da er das krampfhafte Bemühen des Majors, sich einzureden, daß es nicht so sei, erkannte, schwieg er. Heimlich wunderte er sich über Treutlins Art. Wäre es nicht natürlich gewesen, sich zu freuen, einen alten Kameraden in nächster Nähe zu wissen, ihn wiederzusehen? Und warum sollte es unmöglich sein, daß er sich dem Bureaudienst zugewandt haben konnte? Man griff eben auf, was man fand, um sich über Wasser zu halten. Das war doch nun einmal nicht anders.

Treutlin hatte die Vorladung zusammengefaltet und in die Tasche geschoben. Sein unsicherer Blick fand Karls ernstes, bewegloses Gesicht.

„Du scheinst nicht überzeugt? Ich sehe es dir an, daß du zur Abwechslung mal wieder anderer Meinung bist als ich . . . Aber mir fällt eben als unumstößlicher Beweis für die Richtigkeit meiner Annahme ein, wenn der Gagern den wir kennen, wirklich da in Uelzen säße, dann hätte er doch, sobald ihm mein Name zu Gesicht gekommen, irgendwie versucht festzustellen, ob ich der sei, der zuletzt das X. Reserveregiment führte, oder ein beliebiger anderer Treutlin. Da er nichts unternahm . . . Nun, was willst du sagen?"

„Es könnte ja sein, daß es noch geschieht!"

„Nein, nein!" Ein förmlicher Eigensinn hatte Treutlin erfaßt, von seiner Ansicht nicht abzulassen. Oder stand gar ein merkwürdiges Furchtgefühl beeinflussend im Vordergrund? Etwa . . .? Treutlins Blick wurde hart. Glitt ins Spöttische. Alte Weiber mochten abergläubisch sein . . . Jene Spinne? Albern, lächerlich!

Und es war natürlich nichts anderes als ein blöder Zufall, daß solch ein schwarzes Biest in der Dämmerstunde dieses Tages in eigentümlich hastenden Bewegungen, die ab und zu von lauerndem Innehalten unterbrochen waren, aus der staubigen Verborgenheit hinter dem Bücherschrank hervorkroch.

*

Als Heinrich von Treutlin in der elften Stunde im Uelzener Amtsgericht aus einer der in den Flurgang mündenden Türen — sie trug die Zahl 9 und darunter das Wort Grundbuchamt — trat, blendete ihn die Sonne, denn in dem Verhandlungsraume war es, weil er nach Norden lag, dämmerig-grau gewesen. Dämmerig-grau überhaupt das ganze Milieu, Konrad Dibelius, aktenhaft griesgrämig, pedantisch bis zum Jtüpfelchen, wortkarg, als schlössen seine Äußerungen Goldwerte, die bei jedem Mundöffnen unwiderruflich verloren gehen könnten.

Er pochte an die erstbeste Tür und trat ein. Der da in der Enge der vier grauen Wände auf seinem Drehstuhl vor einem braungestrichenen, schwindsüchtigen Pulte hockte, vertieft schreibend und das Öffnen der Tür und den Eintritt eines Menschen zunächst überhaupt ignorierend, war wirklich der ehemalige Regimentsadjutant Oberleutnant Klaus von Gagern. Oder er war es auch nicht. Der hagere knochige Körper in einem, wenn auch nicht nachlässigen, so doch zusammengesuchten Zivil. Der schwarze Rock wirkte fast grotesk und erinnerte an einen Leichenbitter oder an einen heruntergekommenen Dorfmusikanten. Dem abgetragenen Beinkleid gebrach es an der nötigen Länge, und das Schuhwerk war auch nicht einwandfrei.

Das alles nahm Treutlins Blick beim flüchtigen ersten Sehen auf. Er meinte, eine Karikatur des Gagern von einst vor sich zu sehen und fühlte einen brennenden Schmerz in der Herzgegend.

Immer noch schrieb Gagern, die Stirn seit dem Geräusch des Türöffnens in Falten gelegt. Offenbar mißgestimmt über die Störung.

Erst als Treutlin sich näherte und betont hüstelte, sah der Schreibende auf. „Ah so, Sie, Herr von Treutlin", sagte er nun ganz kühl, ohne jede Überraschung, geschweige denn Erregung oder Erschütterung. Wie, wenn er diesen Besuch vorausgesehen und in Gleichgültigkeit erwartet hätte. „Ich war zwar nicht überzeugt, daß Sie es sein könnten, als ich Ihren Namen las, aber ich dachte an die Möglichkeit." Alles, was er sprach, klang eintönig, entbehrte jeder Wärme, war ohne einen Funken Freude.

Treutlin starrte ihm in das Gesicht, dem etwas Fremdes anhaftete. Verbissen, flackernd war der Blick der tiefliegenden Augen. Eine scharf eingegrabene Falte, Weltverachtung ausdrückend, lief von den Mundwinkeln schräg abwärts.

„Ich bitte Sie, Gagern", vermochte Treutlin aus einem Gemisch von Erschütterung, Verständnislosigkeit und leise darüber hinflutender Trauer heraus endlich zu sagen, „ich bitte Sie, auf Grund alter Kameradschaft mir zu sagen, wie ich das alles verstehen soll."

„Was verstehen Sie nicht, Herr von Treutlin?" Gagerns Blick wurde spöttisch. „Daß ich der Justiz als Schreiber diene? Daß ich reduziert aussehe?"

„Mein Gott, nein, Gagern, das ist ja alles Nebensache. Ich sehe auch reduziert aus, und ich habe es noch nicht einmal, wie Sie, zu einer Schreiberstelle gebracht... Wie ich Ihre ganze Art verstehen soll, meine ich. Sie sind doch nicht der Gagern, wie ich Sie kannte. Sie sind ein völlig anderer geworden."

„Allerdings: ein völlig anderer. Ich bin durch eine Mauser gegangen ... Aber, bitte, wollen Sie sich nicht setzen? ..." Er schob seinem früheren Vorgesetzten einen Bretterstuhl hin und lehnte sich, die Arme über die Brust verschränkt, gegen das Schreibpult.

Treutlin wartete auf einen Bericht, auf nähere Mitteilungen und blickte gespannt zu Gagern in die Höhe.

Der verharrte schweigend, war in seiner ganzen Art wie eisige Abwehr und unentwirrbares Rätsel.

(Fortsetzung folgt.)

Hirten-Legende.

Von Julius Zerzer.

Von einem Hirten will ich erzählen, der einst in unseren Alpen das Vieh auf die Weide trieb und von dem noch immer unter dem Volke die Sage geht. Es muß wohl lange her sein, daß er lebte, wohl viele Jahrhunderte, denn es war eine Zeit, da noch eine tiefe Einsamkeit lag in den vergessenen Bergtälern. Aber der Kreislauf des harten Bauernjahres fügte sich doch nicht anders als heute auch, und so war auch damals schon der Hirte der rastlose Führer und Hüter der auf den Sommerwiesen der hohen Almen weidenden Herden, ja seine treue Sorge und Wachsamkeit war damals noch viel nötiger, als sie heute ist, denn es gab Wölfe und Bären und andere reißende Tiere in den einsamen Bergwäldern. So mußte der Hirte wohl wehrhaft sein und ein mutiger Mann. Aber dennoch blieb er auch wieder beinahe der Knabe, als der er zuerst als Halterjunge mit auf die Weide gezogen war, denn des Umgangs mit Menschen wurde er den Sommer über entwöhnt, und wenn er im Spätherbst die Tiere hinab nach den Tälern brachte, so blieb er auch dann noch ein Fremder in der schlichten Gemeinde und lebte schweigend noch einmal den Sommer nach. Bis ihn der weichende Schnee von neuem hinaufrief in seine Einsamkeit, zum Dienst an der Herde, die zwischen den bläulichen Blöcken der Steine graste. So war sein Leben, fern, unwissend und treu. Ein Wandel zwischen Träumen und Aberglauben und harter Sorge. Und verwob doch Sterne und Blumen zu einem Kranz.

Der Hirte, von dem ich erzähle, verbrachte sein Leben seit seinem siebenten Jahr bei den Tieren. Nie hatte er eine Schule besucht, nie eine Kirche. Ja, wenn man ihn um diese Dinge gefragt hätte, er wäre um eine Antwort verlegen gewesen. Er wußte kaum dem Namen nach, was ein Dorf ist. Denn das nächste Dorf lag viele Stunden weit draußen am Rande der Ebene und er kannte es nur am Schimmern der Dächer, das er zuweilen an einem klaren Morgen von seiner Höhe gewahren konte. Aber er dachte niemals darüber nach. Er sah so unendlich viel von seiner Höhe: Berge und Wälder und glimmende Wasserfäden. Da war das schwache Leuchten der Schindeldächer nur etwas Geringes, nicht wichtiger als das matte Schimmern eines reifenden Ährenfeldes.

Eines Sommers geschah es, daß der Pfarrer des fernen Dorfes zu einem Versehgange über die Berge mußte. Ob er sich nun verirrte, oder ob es keinen anderen Weg nach dem einsamen Hofe gab, in dem er den Kranken wußte, oder ob ihn vielleicht die reine Luft des milden Tages den Übergang über die Almen versuchen ließ: genug, er kam, von seinem Ministranten begleitet, an den Triften vorbei, über die sich die verschlafen läutenden Tiere unseres Hirten zerstreut hatten. Dieser hielt — es war um die Mittagsstunde — gerade Rast an einer erhöhten Stelle unter den überhängenden Ästen einer zerklüfteten Bergkiefer. Wohl erstaunte er und erhob sich, als er die unvermuteten Gäste herankommen sah, doch als nun der Ministrant mit dem Glöckchen das Zeichen gab, da neigte er sich nicht, noch schlug er das Kreuzeszeichen, denn er war völlig unvertraut mit den Dingen des Glaubens und wußte nichts von den Bräuchen der Frömmigkeit. Der Pfarrer, den dieses Gehaben befremdete, stellte ihn zur Rede und fragte ihn, warum er das heilige Gut nicht grüße. Der Hirte schwieg nur und starrte, er hatte den Sinn der Frage nicht aufgefaßt. Da hielt ihn der Pfarrer für töricht und ging seines Weges.

Der Hirte aber dachte über diese Begegnung nach und das Unverstandene wuchs in ihm in der Einsamkeit. Als er daher im Herbst das Vieh hinab nach den Höfen getrieben hatte, fragte er, was der Mann zu bedeuten habe, der von einem Glöckchen begleitet über die Almen ging und der sagte, er trage das heilige Gut. Die Leute schüttelten nur den Kopf und lachten. Sie meinten, er sei wohl seinem eigenen Traum begegnet. Bis eine Bäuerin erriet, was er sagen wollte, und daß ihm der Pfarrer auf seinem Versehgang über die Almen begegnet war. Sie gab sich nun Mühe, ihm von den göttlichen Dingen etwas zu sagen, soweit sie es selbst verstand. Viel war es nicht, was sie wußte, und das war gut. Denn er vermochte das wenige kaum zu fassen. Vom heiligen Knaben erzählte sie, der mitten im Winter geboren werde, wenn die ersten Schneerosen blühen. Der ist das Heil der Welt und das höchste Gut. Dem bringen die Hirten Gaben und beten ihn an. Er ist selbst ein Hirte und sucht die verlorenen Schafe. Das ist der Erlöser, der Hirte der Welt, das göttliche Kind.

Da tat es dem Hirten leid, daß er ihn nicht besser aufgenommen hatte auf seiner Alm. Einen Trunk Milch hätte er ihm doch gern geboten. Auch einen Käse und ein Stück Brot hätte er gehabt. Und hatte ihn nicht bewirtet, denn er kannte ihn nicht, wie er so im silbernen Klingen eines Glöckleins vorüberschwebte. Und es war ihm, er hätte ein Unrecht abzubitten, ein Versäumnis gutzumachen, ein Wort der Versöhnung zu sagen. Wo wohnte der heilige Knabe? Es war wohl weit von hier, weit draußen im Tale, wo alles so blau umwittert in der dunstigen Ferne hing? „Ja, in der Kirche wohnt er. Im Dorfe. Und alle Jahre wird er wiedergeboren, wenn der Winter am tiefsten ist." „Und dann kommen die Hirten und bringen ihm ihre Gaben?" „So wird es wohl der Brauch sein im Tale draußen." „Bäurin, ich bitte dich, schenk mir ein paar Eier von deinen Hennen, daß ich sie dem heiligen Kinde bringen kann." „Die legen jetzt gar wenig. Aber ich will doch nachsehen. Etwas kannst du schon haben."

So bettelte sich der Hirte eine kleine Weihnachtsgabe zusammen bei diesem und jenem Gehöft, wo er die Leute kannte und wo ihm die Bäurin gewogen war. Und endlich hatte er einen ganzen Hut voll schöner glänzender Eier, die mußte er behutsam tragen, daß er sie nicht zerbräche. Und barhaupt mußte er gehen im kalten Wind und stiebenden Schnee, denn seinen Hut brauchte er ja, um seine Gabe zu bergen, und er hatte sonst nichts, worin er sie tragen konnte.

Eines Abends war es im tiefen Winter, die Spitzen der Zäune ragten gerade noch aus dem Schnee und die nackten Bäume ächzten in einem verblassenden Wolkentreiben, da ging der Hirte wieder hinaus ins Tal, als er jemals gegangen war. Nacht fiel herab und wurde immer dichter, bis endlich alles darin ertrank. Er hatte gemeint, er könnte wohl vor dem Schlafengehen der rötlichen Kienspanlichter das Dorf erreichen. Dort wollte er nächtigen. Aber nun war kein Leuchten zu sehen, nicht am Himmel noch auf der Erde. „Wie töricht", dachte er, „daß ich nicht gewartet habe bis zum morgigen Tag. Ich hätte in der Frühe aufbrechen sollen. Da hätte ich das Dorf viel leichter gefunden." Und doch war es ihm an diesem Abend gewesen, als mahnte ihn eine Stimme, er müsse sich heute auf seinen Weg begeben, um den Knaben zu suchen. Und er hatte auf die verborgene Stimme gehört. Die hatte ihn nun tief in die Nacht gelockt, in eine fremde Gegend, in der nur die Stürme um seine Schritte waren. Vielleicht würde er erfrieren, bevor er zu Menschen kam. Wußte er überhaupt noch, wo ein Pfad war? Der Schnee hatte alles verweht.

Schon sank ihm der Mut, da sah er vor sich eine große und steile Flamme. Eine zweite, eine dritte loderte auf. Und als er näher kam, konnte er erkennen, daß das Leuchtende schmale Fenster eines hohen Gebäudes waren. Die brannten von innen. Und als er abermals näher kam, gewahrte er auch das Tor, das war wie ein niedriger brennendes spitzes Feuer und warf aus seiner Öffnung

einen roten Schein in den dunklen Schnee. Er trat durch das Tor. Da schwelten tausend Lichter aus bläulichen Dünsten. Und als sich sein Blick an die fließende Helle ein wenig gewöhnt hatte, konnte er wahrnehmen, daß sich vorne, wo das größte Leuchten geschah, eine Gestalt vor einem goldenen Scheine bewegte, die war gehüllt in weiße Gewänder mit goldenen Blumenranken. Und die Tiefe der Halle wogte von Menschen, deren Gestalten vor der Fülle des oben strahlenden Lichtes in ein wachsendes Dunkel verdämmerten. Und als er noch benommen staunte, hörte er wiederum das silberne Glöcklein klingen, wie er es schon im Sommer auf seiner Alm gehört hatte, da der Heiland vorüberging. „Jetzt wird der Knabe geboren", dachte er. „Jetzt steigt in die Nacht herunter das Kind mit dem leuchtenden Haar." Und während er dies zu sich sagte, ging eine Bewegung durch den dunklen Leib der Gemeinde und alle sanken ins Knie. Und nun geschah vor seinen Augen, was er erwartet hatte, nun hob der Priester ein strahlendes Knäblein über sich auf, hoch über sein Haupt, mit feierlich zögernden Händen. Behutsam hob er es, daß ihm kein Leid geschehe. Aber was sollte nun dies? Hatte er es doch nicht sicher genug ergriffen? Wurde es ihm zu schwer, wie er es so über seinem Haupte dem Volke zeigte? Ach, schon begann es zu schwanken! Schon streckte es seine Händchen aus, nicht ängstlich, nein, mit einem lieblichen Lächeln, aber doch gleichsam flehend, es möchte ihm jemand zu Hilfe eilen, möchte es vor dem drohenden Sturz bewahren. Sah es denn keiner? Sprang denn niemand hinzu, um es aufzufangen? Wie leicht konnte es zu Schaden kommen auf den steinernen Fliesen. Ach, der Priester hielt es ja nur mit den Spitzen der Finger, es mußte zu Boden stürzen. Da besann sich der Hirte nicht länger. Er drängte durch die Menge der Knienden vor und rief durch das große Schweigen: „Laß es nicht fallen! Laß es nicht fallen, das Licht der Welt!"

 Bunte Chronik 

Richter Lynch.

Über einen Neger, der des Mordes an einem 22jährigen weißen Mädchen angeklagt ist und im Gefängnis von Brewton in Alabama (Amerika) seine Aburteilung erwartete, hielt eine 5000köpfige Volksmenge Lynchgericht ab. Der Neger wurde vom Volksgericht zum Tode auf dem Scheiterhaufen verurteilt, doch wurde es dem Vater des ermordeten Mädchens überlassen, die Todesart und die Todesstunde des Mörders seiner Tochter näher zu bestimmen. Die öffentliche Verbrennung wurde auf Mitternacht angesetzt und alle Weißen der Umgebung wurden zu dem grausigen Schauspiel durch Plakate eingeladen.

Alle Versuche der Behörden, des Mörders habhaft zu werden, und die Versuche der Negerorganisationen, die öffentliche Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen zu verhindern, waren umsonst. Der Neger wurde von der wütenden Volksmenge aus dem Gefängnis herausgeholt und im Triumph über die Staatsgrenze nach Florida gefahren, wo mitten im Walde beim Lichte von Hunderten von Scheinwerfern der im Kreise zu einer Wagenburg aufgefahrenen Autos das schauerliche Gericht abgehalten wurde.

*

Später Kindersegen.

Genau am Tage ihrer silbernen Hochzeit schenkte jetzt in Florenz eine Frau Drillingen das Leben. Dieser Fall ist um so erstaunlicher, als das glückliche Elternpaar während seiner 25jährigen Ehe nur mit einem einzigen Kinde, einem Knaben, beschenkt worden war. Die zur Silberhochzeit geladenen Gäste waren nicht wenig erstaunt, als sie von dem glücklichen Vater, einem italienischen Arbeiter, die freudige Nachricht erfuhren. Die Mutter ist heute 42 Jahre alt, die Drillinge befinden sich äußerst wohl. Ein später, aber um so reicherer Kindersegen.

Man weiß mit der Erbschaft nichts anzufangen.

Im allgemeinen wird sich jede Stadtverwaltung freuen, wenn ihr von einem Gönner eine erhebliche Summe zur Verfügung gestellt wird, sei es auch mit der einschränkenden Bestimmung, daß der Betrag für wohltätige soziale Zwecke verwandt werden soll. Die Stadtväter Stockholms scheinen durch eine derartige Stiftung nur in Verlegenheit versetzt zu sein, denn seit dem Jahre 1858 brüten sie darüber, wie sie eine damals der Stadt zugefallene Erbschaft von 40 000 schwedischen Kronen am besten anlegen sollen. Im genannten Jahre vermachte der damalige Generalkonsul von Schweden und Norwegen zu Alexandrien, d'Anastassy, der damals den beiden skandinavischen Ländern noch gemeinsamen Hauptstadt ein Vierzigstel seines Vermögens. Das Legat, das sich seinerzeit auf 40 000 Kronen belief, ist, da bislang nicht darüber verfügt wurde, heute auf 819 329 Kronen angewachsen. Man hatte ursprünglich für die 40 000 Kronen ein Heim für obdachlose Mädchen anlegen wollen, konnte aber zu keinem Beschluß kommen, da ein Teil des Magistrats kein Geld für derartige Zwecke hergeben wollte. Die Angelegenheit wurde dann bis zum Jahre 1865 vertagt, als das Heim zwar gebaut, aber von anderer Seite finanziert wurde. Noch mehrfach ist über die Verwendung des Geldes verhandelt worden, zuletzt im Jahre 1927, aber nie ließ sich eine Einigung erzielen. — Den Stockholmern scheint es ja sehr gut zu gehen . . .

Der Colonel.

Napoleon machte einst einen Rundgang in der Dunkelheit durch das Biwak. Er traf einen Offizier, dessen Rangabzeichen er nicht gleich erkannte und rief ihn an: „Ihr Name?" „Dubois, Majestät." „Colonel?", fragte der Kaiser. „Nein, Majestät, nur Hauptmann. Aber ich bin," fügte er geflissentlich hinzu, „aus dem Holz, aus dem man die Colonels macht!" „Wenn ich einen Colonel aus Holz brauche, sollen Sie der Erste sein, Hauptmann Dubois", gab ihm der Kaiser zurück.

 Lustige Ecke 

Entschuldigung.

„Aber Lümmels, werdet ihr euch wohl nicht schlagen. Man vergreift sich nicht einmal an seinem ärgsten Feinde."

„Wir sind ja Brüder!" keuchen die beiden Rangen, sich weiter am Boden wälzend.

*

Botanisches.

„Ihre Braut, ganz reizend, eine wahre Rose."

„Danke für das Kompliment, im übrigen, Geld kriegt sie auch eine ganze Menge mit."

„Dunnerlüttchen, dann erhalten Sie ja sogar eine Moosrose."

*

Abgelehnte Roßkur.

„Ihnen fehlt sonst nichts, Sie leiden nur an einer leichten Magenverstimmung. Das Übel wird behoben sein, wenn Sie 24 Stunden mal kein Glas Bier anrühren."

„Ich habe Sie nicht aufgesucht, Herr Doktor", sagt der Patient entrüstet, „um mir eine Roßkur empfehlen zu lassen.

*

Unverfroren.

„Sie können gewiß sein, mein Herr, daß Sie nicht eher aus der Wohnung kommen, ehe Sie nicht Ihre ganze Rechnung bezahlt haben."

„Wenn Sie meinen, aber ich sage Ihnen gleich, Sie müssen sich dann noch auf den Winter einrichten."

*

Eheliches Eingeständnis.

„Es bleibt mir unverständlich, wie Sie so ohne jede Überlegung auf den Kläger losschlagen konnten. Haben Sie denn nicht so viel Gewalt über sich, so viel Selbstbeherrschung?"

„Nee, Herr Richter, Gewalt über mir habe ick nich, det besorgt meine Frau."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.